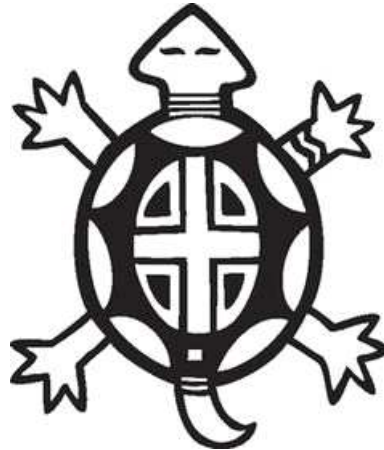


"DIE EUROPÄISCHE IDEOLOGIE":



Aus: <http://www.philosophische-praxis.at/europa.html>

Die europäische Ideologie,

Die metaphysischen Grundlagen
der antiken griechischen

Philosophie als Wurzeln des
heutigen Eurozentrismus:

Copyright: Eugen-Maria Schulak

Veröffentlicht in der Wiener
Zeitung vom 9. April 1999

Europas erste Philosophen wirkten
ab 600 vor Christus, in einer Zeit,
die in vielen Bereichen noch
archaisch war:

Orakel, Opfer und Legenden
standen im Zentrum kulturellen
Engagements.

Philosophie war Angelegenheit
versprengter Einzelner, um die sich
zaghaft kleine Gruppen scharten.

Diese hatten untereinander zwar
Kontakt, erreichten aber kaum ein
öffentliches Publikum.

Erst langsam nahm das alte
Griechentum die neuen

Denkstrukturen in sich auf.
Von einer philosophischen Szene
war noch lange nicht die Rede.
Erst später, als Athen zum Zentrum
avancierte, sollte das Wissen sich in
etablierten Schulen sammeln
und in der Folge zur Basis
griechischer Wissenschaft und
Bildung werden.

Jene, welche den Grundstein
legten, wie Xenophanes, Heraklit,
Parmenides und Anaxagoras,
bezogen ihre schöpferische Kraft
aus der Kritik an den
althergebrachten Mythen.

Diese hatten ursprünglich zur
geistigen Orientierung gedient,
wurden dann aber zunehmend als
unzureichend empfunden. Die

Kritik am Mythos erfolgte mit den
Mitteln der vernünftigen
Überlegung
und Diskussion, wovon man sich
Einsicht in die tatsächliche Realität
versprach.

Weltvernunft:

Um ihrem Standpunkt innerhalb
der griechischen Kultur Gewicht zu
geben,
schufen die ersten Philosophen eine
Art Gegenmythos, eine
metaphysische Ideologie:
Das All, so wie wir selbst, sei von
einer geistigen Kraft, einem

Weltgesetz, einer Weltvernunft
durchzogen.

Diese befähige uns dazu, die Natur
in ihrem wahren Wesen zu
erkennen.

Wenn wir uns nur genügend
anstrengen und unsere
Geisteskräfte kultivieren würden,
läge uns die Welt mit all ihren
Gütern und Rätseln einmal restlos
zu Füßen.

Den Texten jener Philosophen sind
freilich auch Klagen über die
Begrenztheit unserer Erkenntnis zu
entnehmen.

Es gelte aber unentwegt gegen diese
Grenzen anzurennen. Und nichts,
außer unserer Faulheit vielleicht,
stehe uns dabei im Wege. Kein

strafender Gott behindere uns,
denn unser Gott sei die Vernunft,
sei in uns selbst.

Ohne zu zögern habe der Mensch
an sich zu arbeiten, an Weisheit,
Schönheit und Stärke zu erblühen,
um der Natur, so wie sich selbst,
den letzten Schliff zu geben.

So geschah es, dass die Vernunft
mit dem sittlich Guten identifiziert
wurde, die Erziehung zur Vernunft
als moralisches Gebot erschien,
man die Welt als vernünftig
strukturiert betrachtete und sich
diese Welt

im Namen der Vernunft auch
untertan machte. Die Philosophen
setzten jene Fähigkeit, jenes

Prinzip,
von Anfang an in die Sphäre des
Göttlichen und priesen sie in
unzähligen Schriften.

Der Wunsch nach Aufklärung und
Wissen veränderte die Welt
maßgeblich. Ein starker Glaube,
ein tiefer Optimismus waren Basis
und Antriebskraft von Anfang an.
Die metaphysische Voraussetzung
- eine vernünftig strukturierte und
allgemein fassbare Wirklichkeit
bzw. die menschliche Fähigkeit,
die Wirklichkeit vernünftig
strukturieren zu können - wurde
erst später kritisch reflektiert, und
zwar dann,
als die rationale Ordnung der Dinge
und die rationale Struktur unseres

Erkenntnisapparates nicht mehr
plausibel erschienen und man die
Dimension des Irrationalen mit
Erschrecken begriff.

Dies war jedoch erst ab dem 19.
Jahrhundert der Fall und nur
innerhalb der philosophischen
Disziplin.

Wissenschaft, Technik und
Ökonomie blieben in ihrer Praxis
davon weitgehend unbeeindruckt.

Keine Mythen mehr:

Der erste jener Griechen, die den
Mythen nicht mehr glauben wollen,
ist Xenophanes.

Freilich kann er die Götterwelt noch keineswegs besiegen, doch er versucht sie zu zersetzen, indem er seinen Spott verbreitet. "Wenn die Ochsen, Rosse und Löwen Hände hätten", schreibt er, "und malen könnten (...) und Statuen bilden wie die Menschen, so würden die Rosse rossähnliche, die Ochsen ochsenähnliche Göttergestalten malen und solche Statuen bilden, wie sie gerade selbst ihre Form hätten".

Der religiösen Einfalt stellt Xenophanes ein neues theologisches Konzept entgegen. Demnach ist bloß "ein einziger Gott unter Göttern und Menschen am größten, weder an Gestalt

noch an Gedanken den Sterblichen
ähnlich". "Gott ist ganz Auge, ganz
Geist, ganz Ohr" und
"ohne Mühe erschüttert er alles mit
seines Geistes Denkkraft". Mag sich
ein Mann des Volkes
die Götter weiterhin als Helden
vorstellen, es sei ihm verziehen, er
ist ein Banause.

Ein Philosoph jedoch, dessen
Weisheit "besser als die rohe Kraft"
ist, wird einem Zeus, Poseidon
und Hephaistos nichts mehr
abgewinnen können: Denn Gott ist
unvergleichlich, "ganz Geist",
wie auch ein Philosoph sich
unvergleichlich geistvoll fühlt; Gott
ist "ein Einziger",
wie auch ein Philosoph stets solitär
und souverän sein will und Gott

erschüttert, lenkt alles mit
"seines Geistes Denkkraft", wie
auch ein Philosoph stets zu
erschüttern weiß und vor dem
Lenken wenig Skrupel hat.

Somit wird vorerst eines klar: Wenn
die Philosophen Göttergestalten
bilden, sind sie den Ochsen,
Rossen, Löwen und gewöhnlichen
Menschen um nichts voraus.

Sie verehren dann, wie jene
anderen, bloß das Ideal ihrer selbst.

Darüber hinaus hat Xenophanes die
Vorstellung, dass "die Gesamtheit
aller Dinge bloß ein einziges
Wesen" ist.

Wenn Gott nun aber einerseits ganz

Geist und andererseits das Ganze
ist, dann muss das Ganze,

wie auch der Mensch, von Gott
sowie vom Geist durchdrungen
sein. So kann Xenophanes voll
Hoffnung

in die Zukunft sehen: Würde den
Menschen auch nicht alles Wissen
gleich enthüllt, so "finden sie doch,

suchend, nach und nach das
Bessere". Das "Bessere" zu finden,
der Fortschritt zum Vernünftigen
ist angesichts der göttlich-geistigen
Allgegenwart bloß eine Frage der
Zeit. Dass Xenophanes als Kritiker

der Mythen damit einen neuen
Mythos schuf, das konnte er wohl
kaum erahnen.

Wie für Xenophanes ist auch für

Heraklit das Göttliche ein Geistiges.

Er nennt es "Logos",

manchmal auch "Blitz", "Feuer"
und "Verhängnis". All diese Worte
bedeuten ihm ein und dasselbe,

nämlich jene ordnende Kraft,
welche "alles auf alle Weise zu
steuern weiß", welche in den
Prozessen

der Natur das Gemeinsame, der
Zusammenhang ist. Wo
Barbarenselen das Walten
obskurer Götter

oder gar Chaos vermuten, erkennt
der Philosoph die Ordnung. Und er
erkennt sie deshalb,

weil er sich selbst als einen Teil von
ihr begreift und sie in Form seiner
Vernunft auch aktiv benutzt.

Notwendiger Widerspruch:

Wesentlich für Heraklit ist die Idee, dass "alles eins ist". Dieses Eine hat die Aufgabe das Gegensätzliche in allem zu verwalten. "Warm und kalt", "trocken und feucht" sind dauerhafte Widersprüche, wandeln und bekämpfen sich, und doch sind sie ein Ganzes: deshalb, weil sie geordneten Strukturen entsprechen und ein Gesetz in ihnen wirkt, welches die Weltvernunft, der Logos ist.

Zwar ist der Kosmos Kampfplatz gegensätzlicher Prinzipien, doch durchschaut man deren

Wirkungsweise,
so werden all die Widersprüche als
Notwendigkeit begriffen. Der
Zusammenhang ist hergestellt,
was einen Blick aufs Ganze freigibt:
"Das Widerstrebende vereinigt sich
und aus den entgegengesetzten
Tönen entsteht die schönste
Harmonie, und alles Geschehen
erfolgt auf dem Weg des Streites".

Die Welt ist ewiger Prozess.
Bewegung und Wechsel, Krieg und
Vergänglichkeit prägen ihr
Erscheinungsbild.

Dennoch ist in allem Logoshaftes,
"erglimmend nach Maßen und
erlöschend nach Maßen".

So hat auch jeder Einzelne die
Chance in sich ein Feuer zu

entzünden, "die Fähigkeit, sich selbst

zu erkennen und vernünftig zu denken". Dem Menschen, als einem Bestandteil der vom Logos strukturierten

Welt, ist es gegeben, den Gesamtprozess allmählich zu verstehen. Zwar ist es keineswegs ein Leichtes,

all die Rätsel der Natur zu lösen, doch da der Logos ausnahmslos in allem wirkt, können wir kraft des Logos sowohl die Natur als auch uns selbst erkennen.

Wie Heraklit geht auch Parmenides von der Erfahrung aus, dass die Natur sich immerzu verändert.

Die große Harmonie in allem, wie

sie Heraklit behauptet, ist für
Parmenides jedoch nicht
nachvollziehbar. Im Gegenteil: Es
herrscht das Chaos, andauernd
kommt Neues auf und anderes
verschwindet wieder, nichts bleibt,
aber auch gar nichts "ist". Die Welt
"ist" schlichtweg nicht,
weil sie niemals einen Ist-Zustand
bedeutet, sondern bloß wird und
vergeht, was einem Nicht-Ist-
Zustand
gleichkommt: "Nötig ist zu sagen
und zu denken, dass nur das
Seiende ist; denn Sein ist,
ein Nichts dagegen ist nicht; das
heiße ich dich wohl beherzigen".

Um dieses stete Werden und
Vergehen nun aber in den Griff zu

bekommen,
muss unser Denken ein Exempel
statuieren und behaupten: Etwas
"ist" so oder so,
und nicht anders. Die Prozesse der
Natur wären wohl niemals
Gegenstand der Erkenntnis
geworden,
wenn unser Denken sie nicht
künstlich angehalten und in einen
Ist-Zustand verwandelt hätte.
Das stete Fließen entzieht sich jeder
Formulierung. Erst unser Denken,
welches sagt,
dass etwas "ist" und damit "Sein"
schafft, produziert die Welt des
Bleibenden:
"Schau (...) mit dem Geist, wie
durch den Geist das Abwesende
anwesend ist mit Sicherheit".

Parmenides sieht die
Vergänglichkeit und strebt
gleichzeitig Gewissheit an.

Gewissheit aber ist ein Zustand,
der wegen der Vergänglichkeit nicht
sein kann: Liegt die Vergänglichkeit
im Blickfeld, ist nichts gewiss.

Wird die Gewissheit angestrebt,
darf nichts vergehen. Dass aber
etwas nicht vergeht,

ist gegen die Gesetze der Natur.
Deshalb verlässt Parmenides die
Welt und denkt sich eine andere
aus:

die Welt der Logik. Nur dort ist
Unvergänglichkeit.

Geist als Gott:

Die Winkelsumme eines Dreiecks
"ist" 180 Grad. Allein, dass dieser
Tatbestand sich jeder Zeitlichkeit
entzieht,

quasi die Ewigkeit beschwört, hätte
Parmenides zutiefst beeindruckt.

Erfahrungen des Alltags

können dem niemals
gleichkommen. Demnach hat auch
die sinnlich-existente Welt im
Ganzen wenig Wert.

Die logisch-gedachte Welt hingegen
bedeutet Wahrheit. Die
menschliche Vernunft kann diese
Wahrheit,

dieses "Seiende" erkennen. Das
"Nicht-Seiende" erkennt sie nicht.

Es wird, weil undenkbar, weil
unfassbar,
als Schein-Meinen, als Unwahrheit
verworfen. Die Wahrheit ist bloß
auf formalem Wege möglich.
Sie ist etwas Gedachtes, eine
Konstruktion.

Anaxagoras treibt die
Vergöttlichung des Geistes auf die
Spitze. Denn der Kosmos,
so der Philosoph, war nicht von
Anfang an. Einst herrschte Chaos,
und die Materie
lag wirr durchmischt und ohne
Form im Raum, alles stand still.
Damit die Ordnung überhaupt
entstehen konnte, bedurfte es der
Einwirkung von außen, einer
Ursache: nämlich des Geistes.

Und als der Geist die Bewegung
begann, versetzte er die Urmasse in
Rotation,
sodass die Ordnung sich auf Grund
zentrifugaler Kräfte langsam bilden
konnte.

Der Geist stand währenddessen
außerhalb. Denn er ist
"selbstherrlich, vermischt mit
keinem Ding,
sondern allein, selbständig und für
sich (...). Er ist das feinste aller
Dinge und das reinste,
und er besitzt von allem Kenntniss,
hat die größte Kraft (...). Und wie es
war (...) und alles was jetzt ist,
und wie es sein wird, ordnete er
an."

Das Bewegende, so Anaxagoras,

muss über dem Bewegten stehen.

Das Bewirkende hat über dem
Gewirkten, über der Wirklichkeit zu
ruhen.

Am Anfang war der Geist. Und da
er "seine Macht nur aus sich selbst"
hat,

gibt es kein Davor. Er ist unendlich,
selbstherrlich und rein, ist Ursache
von

allem wie Ursprung seiner selbst,
und "über alles, was nur Seele hat,
über die größeren wie die kleineren
Wesen, hat er die Herrschaft".

Europas Hybris:

All das, was jene Pioniere -
Xenophanes, Heraklit, Parmenides
und Anaxagoras

- voll Stolz und Selbstbewusstsein
schufen, wurde von Platon,
Aristoteles und

vielen anderen gelesen, in deren
Werken fortentwickelt und so zur
Grundlage

eines "modernen" Griechentums.
Die Renaissance und das Zeitalter
der Aufklärung bauten

auf jenen Grundlagen der Alten auf
und machten sie zum Kernstück der
modernen Zeit.

Hier liegt der Anfang eines Weges,
der ideologische und
psychologische Beginn der
europäischen Entwicklung.

Das Christentum und die arabische

Kultur sind freilich ebenso als
Wurzeln anzusehen,
doch jener Geist des alten
Griechenland, der Logos der
Neugier und der Enthüllung,
der Respektlosigkeit und des
Getriebenseins, der Egozentrik und
der Extreme, war letztlich stärker.

Jene Maximen gelten heute mehr
denn je. Sie sind die Wurzeln einer
Kraft, die etwa einen Livingston
durch Afrika getrieben hat, um
weiße Flecken auf der Weltkarte zu
erforschen, um reich und
unsterblich

zu werden. Jene Parolen sind der
Hintergrund der Gier nach Wissen
und nach Macht, die Basis der
Erfolgsgeschichte des Westens,

welcher den Rest der Welt wohl
heute zweifellos beherrscht.

In diesen Sätzen liegen aber auch
die Wurzeln all der Grausamkeit
und Arroganz, die unserer Kultur

nun einmal eigen sind. Eine
Blutspur, die ihresgleichen sucht,
aber auch ein Weg, der uns zu
Wohlstand

und Bildung verhalf, sind
Konsequenzen dieses Denkens.

Während die Philosophie der
Gegenwart weitgehend von
skeptischen, nihilistischen und
zynischen

Denkmustern durchzogen ist, leben
innerhalb von Wissenschaft und
Technik in ihrer Praxis die
Entdeckungswut

und der latente Optimismus
ungebrochen fort. Nach wie vor
werden ungeheure Energien
freigesetzt.

In rasender Geschwindigkeit wird
die Natur tagtäglich schonungslos
enträtselt. Gleichzeitig geht die
Angst

vor der Naturzerstörung, vor der
Arbeitslosigkeit und vor der
Aggression um, und das nicht ohne
Grund.

Im Zeitalter der Globalisierung ist
die europäische Kultur auf dem
Umweg über die USA und über
Teile Asiens

zu einer Art Siegeszug angetreten.
Europäischer Forschungsdrang,
europäische Marktgesetze haben

letztlich auch zur politischen
Einigung und zur Währungsunion
geführt. Der Geist Europas bildet in
unseren Tagen

die Grundlage eines geschlossenen,
ungebrochenen und erfolgreichen
Systems.

Und es sieht so aus, als ob der
Absolutheitsanspruch europäischer
Lebensart und europäischen
Denkens

in seiner Totalität erst heute radikal
gestellt und eingefordert würde.

- Doch Hochmut, jene "Hybris", die
bereits Homer beschrieben hat, war
für die Griechen stets ein Zeichen
für Gefahr...

(C) Eugen-Maria Schulak